

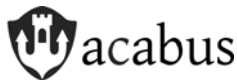
Dirk Schillings
Der Chronist des Pilgers



Dirk Schillings

Der Chronist des Pilgers

Ein historischer Roman



Dirk Schillings
Der Chronist des Pilgers

Bidt got vur den pylgrum weech wijzer ind dichter.

Amen.

Arnold von Harff

Für Ina und Felix!

Möge euer gemeinsamer Weg vom Glück begleitet sein.

Burg Wilhelmstein, 18. Oktober 1496

Herzog Wilhelm von Jülich und Berg hatte sich aus seinem Stuhl erhoben und mit den Fäusten auf dem Tisch aufgestützt, damit er den vor dem Tisch am Fuß der Empore knienden Ritter besser sehen konnte. Sein Gesicht war gerötet und die blassblauen Augen unter den buschigen, grauen Augenbrauen zu schmalen Linien zusammengekniffen.

»Du Vollidiot! Hirnverbranntes Rindviech!«, brüllte er.

Der Mann vor dem Tisch sackte noch weiter in sich zusammen.

»Wann lernst du endlich, dass das Ding zwischen deinen Beinen nicht zum Denken da ist?« Der Herzog erwartete glücklicherweise keine Antwort.

»Duelliert sich mit dem Bruder einer Bauerntochter! Wirst du eigentlich irgendwann mal erwachsen? Jahrelang habe ich dich wie einen Sohn behandelt. Bei den Friedensverhandlungen mit Geldern können wir uns keinen Fehler erlauben – und dann kommt so etwas! Ich muss mich doch wenigstens auf meine Leute verlassen können.« Das Gesicht des Herzogs nahm einen leicht bläulichen Farbton an.

Am anderen Ende des Saals verschwanden zwei Arbeiter, die einen Riss in der Wand ausbesserten, unauffällig durch eine Seitentür.

»Was ist, wenn König Maximilian davon erfährt? Wir haben so schon genug Probleme!«

»Wir haben uns nicht duelliert. Es war nur eine dumme Prügelei«, murmelte der Mann vor der Empore mit Blick zum Boden. Er verzichtete darauf, dem Herzog zu erklären, dass es sich nicht um eine Bauerntochter, sondern um die

Tochter eines kleinen Landadeligen gehandelt hatte – eines geldrischen Landadeligen allerdings.

»Das ist doch völlig egal!«, brüllte Wilhelm. »Du hast den Kerl zum Krüppel geschlagen!« Wilhelm atmete tief durch. »Es geht überhaupt nicht darum, wie es wirklich war, sondern was weitererzählt wird«, setzte er etwas ruhiger hinzu.

»... und was der König glauben wird!«, ergänzte seine Frau leise. Sybilla von Brandenburg legte ihrem Mann ihre schmale Hand auf die Schulter.

»Großer Gott, ich sollte mich nicht so aufregen«, sagte Wilhelm und sank zurück auf seinen Stuhl. Er griff nach seinem Bierkrug und nahm einen tiefen Schluck.

»Es tut mir leid!«, sagte der Ritter. Er sah weiterhin zu Boden.

»Verdammt, Arnold, komm gefälligst hier hoch, damit ich besser sehen kann, *wie* leid es dir tut. Und sag' bloß das Richtige, sonst kannst du meinen frisch ausgebesserten Kerker in der Torburg gleich mal ein paar Jahre lang ausprobieren.«

Arnold wusste, dass Wilhelm erst richtig gefährlich wurde, wenn er begann, leise zu reden und stieg die drei Stufen zur herrschaftlichen Tafel empor. Er verkniff sich allerdings jede verräterische Mundbewegung, denn er hatte keine Lust, auch nur eine einzige Nacht bei den Ratten im Kerker zu verbringen.

»Sieh mir in die Augen, wenn ich mit dir rede!«

»Ja, Herr«, sagt Arnold kleinlaut. Er war stolz darauf, genau den richtigen Tonfall getroffen zu haben.

»Der ewige Landfriede ist gerade mal ein Jahr alt und Maximilian muss beweisen, dass er es damit wirklich ernst meint. Er könnte auf die Idee kommen, an dir ein Exempel zu statuieren. Und wenn du mir bei den Friedensverhandlungen helfen sollst, dann musst du über jeden Zweifel erhaben sein«, erklärte Wilhelm nun schon etwas ruhiger. »Du musst für eine Weile aus der Schusslinie verschwinden. Ich

werde dafür sorgen, dass die Familie eine entsprechende Entschädigung erhält und alle den Mund halten. Vielleicht machst du eine nette kleine Reise an einen befreundeten Fürstenhof?«

»Oder eine Pilgerreise!«, warf seine Frau leise ein. »Dann kann er ein wenig Demut lernen. Obwohl ich da keine große Hoffnung für dich habe.« Sie lächelte Arnold kurz an, wurde aber gleich wieder ernst.

Arnold gab sich größte Mühe, nicht verräterisch zu grinsen.

»Eine Pilgerreise?«, murmelte er. »Da bin ich doch Ewigkeiten unterwegs!«

»Genau – was meinst du, Wilhelm, ein gutes Jahr dauert es doch nach Jerusalem und zurück, oder?«, fragte Sybilla ihren Mann mit Unschuldsmiene. »Und durch die Pilgerreise zu den heiligsten Stätten der Christenheit erhältst du ganz nebenbei auch noch die Generalabsolution und kannst noch einmal ganz von vorne anfangen«, sagte sie zu Arnold gewandt.

»Das ist eine großartige Idee, Liebste. Obwohl ich jetzt eigentlich auf keinen Mann verzichten kann, wo die Friedensverhandlungen mit Geldern mal wieder nicht von der Stelle kommen«, brummte Wilhelm. »Wenn sich nichts tut, werden wir wohl wieder gegen Geldern mobilmachen müssen. Gütiger Herr, was das wieder kosten wird!«

Arnold war erleichtert, gab sich aber weiterhin angemessen zerknirscht.

»Wir reisen ja morgen sowieso wieder ab, da kannst du mit uns nach Heinsberg kommen. Und von dort aus wirst du dann ohne Farben und Wappen und in der Dunkelheit weiter nach Caster reiten und dann nach Köln. Alle sollen glauben, dass du dich auf Burg Heinsberg versteckst. Falls Maximilian dich suchen lässt, werden seine Leute zuerst dort auftauchen. Für alle Fälle werde ich dir einen Geleitschutz mitgeben.«

Am nächsten Morgen verließ eine kleine Reisegruppe Burg Wilhelmstein. Nach einer Vorhut aus drei Rittern mit Kettenhemden und Schwertern ritten Sybilla und Herzog Wilhelm, dicht gefolgt von Arnold und drei weiteren Rittern über die Zugbrücke aus dem Burghof. Danach kamen einige Diener, die zusätzlich Packpferde führten. Die schwereren Gepäckstücke waren schon im ersten Morgengrauen mit einem Ochsenkarren losgeschickt worden. Arnold blickte zurück zu dem mächtigen Bergfried, der sich zwischen Vorburg und Hauptburg erhob. Schon als kleiner Junge hatte er sich gefragt, wie man die riesigen Steinblöcke für den Turm bewegt hatte. Seine Amme hatte ihm erzählt, dass Riesen dem ersten Wilhelm beim Bau der Burg geholfen hätten. Seither hatte er immer die Gesichter der Riesen in den Steinen der Burgmauer gesehen.

Arnold trug über seinem Kettenhemd einen Wappenrock in den Familienfarben derer von Harff: Rot, Silber und Blau. Auf der Brust war das Wappen aufgestickt, ein Schild, der in der oberen Hälfte einen blauen Turnierkragen auf rotem Grund zeigte und dessen untere Hälfte mit kostbaren Silberfäden gearbeitet war. Sybilla und ihr Mann trugen lange Reiseumhänge mit Pelzbesatz an Ärmeln und Kapuze.

Nachdem sie das Tor der Vorburg und die Zugbrücke passiert hatten, wandte sich die kleine Gruppe nach links und ritt durch einen steilen Hohlweg, über dem Buchenzweige ein goldenes Dach bildeten, hinunter ins Tal. Auf dem goldenen Herbstlaub am Boden glitzerten Eiskristalle in der blassen Morgensonne.

»Der Herbst und der Winter machen mir zunehmend zu schaffen.« Wilhelm hatte sich leicht zu Arnold herumgedreht. »Ich bin jetzt einundvierzig und hoffe, dass der Allmächtige mir noch die Zeit gibt, meine kleine Maria zu verheiraten.« Arnold erinnerte sich an sein Erstaunen, als er erfahren hatte, dass Maria schon mit fünf Jahren mit Johann von Cleve verlobt worden war. Jetzt wurde ihm klar, dass

Wilhelm Sorge hatte, die Hochzeit nicht mehr zu erleben, denn darauf musste er noch mindestens zehn Jahre warten. Aber es passte zu Wilhelm, jetzt schon alles in die Wege zu leiten. Im Juli 1481 hatte Wilhelm die damals fünfzehnjährige Sybilla geheiratet, die ihn vom ersten Augenblick an durch ihr einnehmendes Wesen und ihre natürliche Anmut bezaubert hatte. Er selbst war da schon sechsundzwanzig Jahre alt. Erst zehn Jahre später wurde ihre einzige Tochter geboren. Daran hatte damals schon lange niemand mehr geglaubt. Natürlich setzte Wilhelm seine ganzen Hoffnungen in die kleine Maria.

Arnold lächelte in sich hinein.

»Ich bin froh, wenn wir in Heinsberg sind. Es ist hier doch recht unkomfortabel – und mit den restlichen Bauarbeiten wird der Vogt jetzt wohl alleine zurechtkommen.«

Im Tal angekommen bog die Reitergruppe nach rechts ab und folgte dem Weg am Fuß des Hangs. Das Flüsschen Wurm floss in einiger Entfernung durch sumpfige Wiesen, über denen noch der Morgennebel hing. Mit der Zeit vergrößerten sich die Abstände zwischen den Reitern und Sybilla ließ sich leicht zurückfallen, bis sie auf der Höhe von Arnold ritt.

»Woher wusstet Ihr von der Pilgerreise?«, fragte Arnold.

»Nun – ich habe im letzten Jahr deine Mutter besucht. In Köln, kurz vor ihrem Tod. Da hat sie mir davon erzählt.«

Arnold kniff die Lippen zusammen. Nach einer Weile sagte er leise »Danke!«

»Weißt du«, fuhr Sybilla im Plauderton fort, um die traurige Stimmung zu vertreiben, »eine Pilgerreise ist die ideale Tarnung. Du wirst aussehen wie jeder andere Pilger und alle paar Tage deinen Aufenthaltsort ändern. Und wenn du dich nicht an die üblichen Routen hältst, dann kann niemand vorhersehen, wo du morgen sein wirst. Selbstverständlich wirst du uns genauestens unterrichten, wenn

du wieder da bist. Und pass bloß auf, dass dir nichts passiert!«

»Ja, Herrin!« Arnold deutete eine Verbeugung an. »Selbstverständlich werde ich Euch auch etwas Schönes mitbringen.«

»Du bist ein guter Junge«, sagte Sybilla mit einem schalkhaften Lächeln und einem Zwinkern in ihren braunen Augen. Und dann, wieder viel ernster: »Arnold, versprich mir, keine Dummheiten zu machen. So eine Reise ist ziemlich gefährlich. Ich mache mir solche Sorgen, obwohl du noch gar nicht unterwegs bist.« *Und dein Hitzkopf bringt dich sowieso dauernd in Schwierigkeiten*, dachte sie, sprach es aber nicht aus.

Wohlvollend betrachtete sie ihren Ziehsohn, der genauso gut ihr jüngerer Bruder sein konnte, schließlich war sie nur fünf Jahre älter als Arnold. Die Jahre hatten Arnold reifen lassen, aus einem schlaksigen jungen Knappen war ein kräftiger, groß gewachsener Ritter geworden. Der sorgfältig gestutzte Bart und der leichte Knick in der schmalen Nase gaben ihm ein verwegenes Aussehen und betonten das jungenhafte Grinsen und das Funkeln in seinen grünen Augen, das die Damen bei Hofe und anderswo schwach werden ließ. Nur auf Sybilla hatten sie keinen Einfluss, denn sie war glücklich in der Ehe mit ihrem Wilhelm, eine Gnade, die nur wenigen aus dynastischen Gründen verheirateten Frauen zuteilwurde.

Kurz darauf kamen sie an einer Felswand vorbei, in die Arbeiter ein Loch gebrochen hatten. Auch in den Hängen über der Felswand waren Löcher gegraben worden, über denen Gerüste mit Seilen und Rollen aufragten. Karren, die von kleinen kräftigen Pferden gezogen wurden, transportierten schwarze Säcke mit Kohle ab. Alles war schwarz und schlammig. Auch die Arbeiter waren so dreckig, dass sie wie Erdgeister wirkten, die direkt vor ihnen aus dem Boden zu wachsen schienen.

Arnold wusste, dass Herzog Wilhelm jetzt gleich wieder zu seinem Lieblingsthema kommen würde. Er setzte eine höflich interessierte Miene auf und war in Gedanken bei seiner Pilgerreise. Er beschloss, von Heinsberg aus einen kleinen Umweg über Beeck zu machen, um seinen besten Freund Guntram mit auf die Pilgerreise zu nehmen. Den leisen Zweifel, dass Guntram vielleicht als frisch verheirateter Ehemann andere Pläne haben könnte, schob er großzügig beiseite.

»Die Zukunft«, begann Wilhelm, »liegt nicht im Rittertum. Hier siehst du die Grundlage des Reichtums: Mithilfe der Kohle, die hier ausgegraben wird, kann man besseren Stahl schmieden. Bessere Waffen machen Ritter überflüssig. Die Händler werden die Macht übernehmen und die Welt verändern, nicht die Adligen und die Ritter. Wer die Rohstoffe unter seine Kontrolle bringt, der wird in Zukunft Macht und Geld haben. Dieser Jakob Fugger aus Augsburg und auch Maximilian haben das erkannt. Wir sind die letzten Ritter, Arnold! Wir werden nicht mehr gebraucht, und wenn wir uns nicht neu orientieren, dann werden wir untergehen.«

Beeck, 22. Oktober 1496

Guntram von Beeck rieb sich müde die Augen. Mitten in der Nacht hatten die Wachen ihn aus dem Bett geholt und ihm mitgeteilt, dass vor dem Tor ein fremder Ritter samt Gefolge Einlass verlangte und ihn zu sprechen wünschte. Hastig hatte er sich etwas angezogen und war in den großen Saal des Ritterguts geeilt.

»Mensch, Arnold«, begann er, offensichtlich um Fassung ringend, »du hast wirklich Glück gehabt, dass ich den Wachen nicht den Befehl gegeben habe, auf dich zu schießen!« Glücklicherweise hatte einer der Wachsoldaten gemeint, Arnold von Harff zu erkennen, einen langjährigen Freund des Burgherrn. Nur deshalb war das Tor trotz der späten Stunde noch einmal geöffnet und Arnold Zutritt gewährt worden. Sein Begleitschutz, Ritter des Herzogs von Jülich, musste allerdings draußen vor dem Tor auf der anderen Seite des Wassergrabens warten, der die ganze Anlage umgab. Schon vor vielen Jahren hatte der Großvater Guntrams die Wohnung der Familie aus dem Turm auf der von einer Palisade umgebenen Motte in das deutlich komfortablere Haupthaus des Ritterguts zu Füßen der Burg verlegt. Seitdem verfiel die Burg, die eingeklemmt zwischen Kirche und Gutshof lag und keinen Platz mehr für eine Erweiterung hatte. Östlich des Torturms mit Zugbrücke war eine neue Burg als Fluchtburg für die Bevölkerung des kleinen Weilers angelegt worden.

»Warum holst du mich mitten in der Nacht aus dem Bett?«, fragte Guntram.

»Ich gehe in den nächsten Tagen auf diese Pilgerreise. Du weißt doch, wir hatten uns gegenseitig geschworen, zusammen nach Jerusalem zu pilgern.« Arnold hatte zwei

Becher mit verdünntem Wein aus einem Krug gefüllt, den ein Bediensteter aus der Küche geholt hatte, und reichte Guntram einen der Becher.

»Auf die Freundschaft und die gute alte Zeit.«

»Arnold«, sagte Guntram beschwörend, »du kannst doch jetzt nicht darauf bestehen, dass ich diesen Schwur einlöse, den ich dir an einem weinseligen Abend vor vielen Jahren gegeben habe.

Ich habe im letzten Jahr geheiratet, wie du sicher weißt. Meine Frau erwartet unser erstes Kind«, setzte Guntram hinzu. »Ich kann jetzt unmöglich Hals über Kopf auf eine jahrelange Reise gehen.«

Doch, dachte Arnold, *du hast es geschworen!* Aber er sagte es nicht. Resigniert zog er sich einen Stuhl herbei und setzte sich.

»Du siehst gut aus«, meinte Guntram versöhnlich. »Hattest du nicht auch vor, zu heiraten und eine Familie zu gründen?«

»Die Richtige war noch nicht dabei.«

»Mann, schau mich nicht so an, da wird mein Gewissen nur noch schlechter. Du willst mir doch nicht erzählen, dass du frisch verheiratet mit einem Freund nur wegen eines Jahre alten Schwurs mal eben so für ein Jahr oder mehr verschwinden würdest?«

»Da kann ich nicht mitreden, ich bin ja nicht verheiratet.« Arnold zuckte ratlos mit den Schultern. »Du bist mein ältester Freund. Du warst es, der mir damals auf dem Turnierplatz die Nase gebrochen hat.« Er tippt unnötigerweise auf den Knick in seinem Nasenrücken. »Ich bin immer davon ausgegangen, dass wir irgendwann einmal zusammen losziehen würden.« Enttäuscht ließ er die Schultern hängen.

»Ich bin auch weiterhin dein Freund, aber ich kann einfach nicht hier weg.«

»Versteh' ich ja«, murmelte Arnold, »auch wenn's schwerfällt.« Er brachte es nicht fertig, Guntram weiter unter Druck zu setzen.

»Erzähl mir von deinen Plänen«, bat Guntram erleichtert, der Arnolds Gesichtsausdruck intensiv beobachtet hatte.

Nachdem sie den Krug geleert hatten, verabschiedete sich Arnold von Guntram und kehrte zu seinen Begleitern zurück, die sich unter einer Weide am Ufer des Wassergrabens in ihre Decken gerollt hatten. Arnold dachte an die Boten, die er an weitere Freunde geschickt hatte, um sie an den alten Schwur zu erinnern. Er machte sich keine großen Hoffnungen mehr auf eine positive Antwort, nachdem sein ältester und bester Freund ihm einen Korb gegeben hatte.

Sie ritten ohne ein Wort über den von Fachwerkhäusern umstandenen Marktplatz. Aus dem Haus eines Bäckers fiel durch die bereits geöffneten Läden etwas Licht auf das Kopfsteinpflaster und sie kauften einige frische und noch heiße Weckchen, die sie im Sattel verzehrten. Nachdem sie den Ort verlassen und den Beecker Bach überquert hatten, fielen sie in einen leichten Trab, denn sie wollten noch vor dem Sonnenaufgang ein gutes Stück weitergekommen sein.

Köln, 2. November 1496

Der Mann schleppte sich mühsam den verschlammten Waldweg entlang. Er trug eine verdreckte Mönchsrobe und stützte sich auf einen kräftigen Ast. Den linken Fuß, der mit einem schlammigen Lappen umwickelt war, setzte er nur sehr vorsichtig auf.

Plötzlich hielt er an und hob lauschend den Kopf. Sein Gesicht war trotz der Kälte mit Schweißperlen überzogen und kreidebleich, die braunen Augen spiegelten Schmerz, Angst und abgrundtiefe Erschöpfung. Mit der freien Hand schob er die Kapuze nach hinten, um besser hören zu können. Dunkle Locken klebten nass an seinem Kopf. Diesmal erkannte er das Geräusch als Schnauben eines Pferdes. So schnell es sein schmerzender Fuß zuließ, kletterte er auf allen vieren den kleinen Hang rechts des Weges hoch und versteckte sich gerade noch rechtzeitig hinter einem überhängenden Baum, als an der Biegung des Weges eine Gruppe von Reitern erschien.

Zwei schlanke Windhunde begleiteten den ersten Reiter, der mit Kettenhemd, Helm und Schwert gerüstet auf seinem schwarzen Schlachtross saß. Ihm folgten zwei weitere Reiter, die ebenfalls Schwerter an ihrer Seite trugen und durch Lederpanzer geschützt waren. Ein Stück weit hinter ihnen fuhr ein Ochsenfuhrwerk, dem schließlich noch zwei weitere Reiter folgten. Weder der Ritter noch seine Begleiter trugen Farben oder Wappen, sondern nur einfache braune Umhänge.

Einer der Hunde blieb plötzlich stehen, hob den Kopf und schnüffelte. Dann rannte er los und der zweite Hund folgte ihm nur einen Wimpernschlag später. Ohne langsamer zu werden, liefen sie den Hang hinauf und blieben kläffend

und knurrend an dem über den Weg ragenden Stamm des Baumes stehen. Dort löste sich eine dunkle Gestalt vom Stamm und machte unbeholfen einen Schritt nach hinten. Dabei verlor sie das Gleichgewicht und rutschte aus. Der Mann rollte bis zum Fuß des Hanges und blieb mit dem Gesicht in einer schlammigen Pfütze liegen.

Die drei vorderen Reiter zogen ihre Schwerter und näherten sich vorsichtig der Gestalt. Einer der Ritter ließ sein Pferd ganz nah an den am Boden Liegenden herangehen. Auf ein Zeichen des Ritters senkte das Pferd den Kopf und sog schnaubend die Luft ein. Der Ritter sprang aus dem Sattel und trat zu dem Reglosen. Er packte ihn an der Schulter und drehte ihn um. Dann setzte er ihm sein Schwert an die Kehle, aber der Mann regte sich nicht. Inzwischen waren die beiden anderen Ritter ebenfalls abgestiegen und flankierten den Ersten.

Der Ritter schob sein Schwert in die Scheide zurück und kniete sich neben den Mann in den Schlamm der Straße. Er tastete nach der Schlagader an dessen Hals und hielt einen Moment inne. Dann legte er die Hand auf seine Stirn.

»Wir nehmen ihn mit nach Köln. Wenn wir ihn hier liegen lassen, ist er in einer Stunde tot«, sagte der Ritter.

»Aber was ist, wenn er die Pest hat?«, fragte einer seiner Begleiter.

»Mit der Pest wäre er nicht bis hierher gekommen. Das nächste Kloster ist meilenweit entfernt. Er ist verletzt, deshalb hat er Fieber. Außerdem ist er zu jung, um jetzt schon zu sterben. Ladet ihn auf den Karren und deckt ihn gut zu. Wenn er unterwegs stirbt, geben wir ihn bei den Wachen am Stadttor ab.«

Er spürte schon seit einer Weile das Licht auf seinem Gesicht. Es war so gleißend hell, dass es trotz der geschlossenen Lider in den Augen wehtat. Aber er war sowieso zu schwach, um die Augen zu öffnen.

Schließlich war sein Geist so weit aus seinen Träumen emporgestiegen, dass er endlich doch die Augen öffnen konnte. Im hellen Licht, das durch ein Fenster fiel, stand ein Engel mit goldenem Haar. Der Engel beugte sich über ihn und legte eine wunderbar kühle Hand auf seine Stirn. Da wusste er, dass er gestorben war. Er verspürte ein gewisses Bedauern, dass er diese Welt so früh schon verlassen hatte, konnte sich aber nicht daran erinnern, was vor seinem Tod passiert war.

Der Engel hielt ihm einen Becher vor sein Gesicht. Er setzte den Becher an seine fieberheißen Lippen.

»Ganz langsam und vorsichtig trinken!« Die Stimme des Engels klang rein und melodisch.

Die Flüssigkeit in dem Becher schmeckte bitter und war warm. Er hatte erwartet, dass es sich um Milch und Honig handeln würde, aber er kam nicht mehr dazu, darüber nachzudenken. Er brauchte seine ganze Kraft, um den Becher zu leeren, dann sank er wieder in den Schlaf zurück.

Es war Nacht. Er war vom Geräusch seiner klappernden Zähne wach geworden. Sein Körper war gleichzeitig heiß und kalt. So kalt, dass seine Muskeln sich verkrampften. Aber sein Blick war wieder etwas klarer. Trotz des krampfhaften Zitterns sah er sich um. Eine einzelne Kerze verbreitete ein wenig Licht. Der Engel war immer noch da. Er saß auf einem Hocker neben dem Bett und betrachtete ihn besorgt. Dann stand er auf und ging zu einer Kommode an der Wand. Mit einem feuchten Tuch kam der Engel zurück und wischte ihm damit den eiskalten Schweiß von der Stirn. Dann seufzte der Engel.

»Ich denke, du brauchst etwas mehr Wärme«, sagte der Engel leise.

Er hob die Decke und schmiegte sich an den zitternden Körper des Kranken.

»Wie eine billige Straßenhure! In meinem Haus dulde ich ein solch schamloses Verhalten nicht!«

Christian erwachte und hob ein wenig den Kopf. In der Nacht war ihm sein Name wieder eingefallen und er hatte erkannt, dass er wider Erwarten doch noch nicht gestorben war. Die Wärme der jungen Frau, die neben ihm geschlafen hatte, hatte seine Lebensgeister zurückgebracht. Oder war es der bittere Trank, den sie ihm gegeben hatte?

Wie ein Racheengel stand der Mann, dessen Stimme ihn aus dem Schlaf gerissen hatte, über dem Mädchen, das am Boden kniete. Die blonden Haare hingen ihr offen über das Gesicht. Sie weinte.

Christian wollte ihr zu Hilfe kommen, doch er konnte sich nicht bewegen. Nur ein Krächzen brachte er hervor. Alles an ihm schien aus Schmerzen zu bestehen.

»Herr, ich habe doch nur gemacht, was wir Waisenkinder auch immer getan haben, wenn einer von uns krank war«, sagte sie leise.

»Franziska, wenn du nicht lernst, dich wie eine Dame zu benehmen, dann schicke ich dich zurück auf die Straße«, knurrte der wütende Mann. Er wusste, dass er das niemals tun würde, aber irgendwie musste er versuchen, ihr die Eigenmächtigkeiten auszutreiben.

»Aber es ist wirklich nichts passiert ...«

»Bitte!«, brachte Christian endlich heraus. Die beiden wandten ihm die Köpfe zu. »Bitte, Herr, sie sagt die Wahrheit«, krächzte er mühsam.

Alles Bedrohliche fiel von dem Mann ab, als er zum Bett des Kranken herüberkam und dessen Puls fühlte. Besorgnis stand in den grünen Augen, über denen sich eine steile Falte der Konzentration gebildet hatte.

»Ich hätte nicht gedacht, dass du überlebst«, sagte er freundlich. »Kannst du dich erinnern, wie du hergekommen bist?«

Die junge Frau war aufgestanden und hatte wieder einen Becher für ihn. Diesmal war gewürzter Wein darin. Christian versuchte tapfer ein Lächeln. Als sie sich über ihn beugte, sah er, dass sie blaue Augen hatte. Ihre Haut war sehr blass, fast durchscheinend, aber um die Nase herum war sie mit goldbraunen Sommersprossen gesprenkelt. Energisch wischte sie sich die Tränen von den Wangen und lächelte zurück. Wieder hatte Christian das Gefühl, einem Engel zu begegnen. Nur mit Mühe konnte er sich an die Frage erinnern, die man ihm gestellt hatte.

»Ich bin schon froh, dass mir mein Name wieder eingefallen ist. Eine Weile dachte ich, ich wäre tot.« Er schloss erschöpft die Augen. Schon diese wenigen Worte waren zu anstrengend. Aber immerhin hatte er seinen Engel gerettet, dachte er zufrieden und überließ sich dem Schlaf.

Als er wieder erwachte, war er allein in seiner Kammer. Der Himmel, den er durch das Fenster sehen konnte, hatte eine rosarote Färbung angenommen. Von draußen drangen die Geräusche der Straße herein. Er erkannte das Knarren des Zaumzeugs und das Rumpeln von Karrenrädern auf Kopfsteinpflaster. Jemand redete und er konnte die Glocken von verschiedenen Kirchtürmen hören. Wahrscheinlich war er in einer großen Stadt, vielleicht in Köln. Er konnte sich erinnern, dass er auf seiner Flucht die Eifel von Süden nach Norden durchquert hatte und dann auf der Suche nach Deckung den Höhenzug der Ville, der ihn näher an Köln heranbringen sollte. Aber wie er in die Stadt hinein gekommen war, wusste er nicht. Seine letzte Erinnerung war die an zwei grauenhafte Bestien, die ihn töten wollten.

Er sah sich in der kleinen Kammer um. Eine Kommode mit einer Schüssel und einem Krug daneben, eine Truhe, ein Stuhl und sein Bett; an der Wand über der Kommode hing ein Kreuz aus Holz. Die Wände waren weiß gekalkt und die Decke bestand aus dunklen Balken. Die Bodendielen waren

ebenfalls aus Holz. Durch den Boden konnte er Stimmen hören. Er glaubte, die Stimmen seines Engels, Franziska, und ihres Herrn, dessen Namen er noch nicht erfahren hatte, herauszuhören.

Den Versuch, sich aufzusetzen, gab er schnell wieder auf, denn bei der Bewegung schoss ein furchtbarer Schmerz durch sein Bein. Wie gerne hätte er einen Blick aus dem Fenster geworfen, vielleicht den Dom gesehen oder einfach nur über die Dächer der größten Stadt der Christenheit geblickt. Er war noch nie in einer so großen Stadt gewesen, nur einmal hatten die Mönche ihn mit nach Trier genommen, aber Köln war die Stadt seiner Träume.

Erschöpft, aber zuversichtlich schlief er wieder ein, denn er hatte gespürt, dass er wieder gesund werden würde.

»So Jung', jetzt erzähl mal. Was hast du diesmal wieder angestellt?« Änni, die Haushälterin, Arnolds ehemalige Amme, hatte die Arme vor ihrem großen Busen gekreuzt. Sie lehnte sich auf der Holzbank zurück und blickte über den Tisch zu Arnold. In der Mitte zwischen ihnen standen ein Krug mit Bier und zwei Tonkrüge. Das Bier hatte Franziska eben von einem Wirt ein paar Häuser weiter geholt. Inzwischen war es vor den Fenstern dunkel geworden. Einige Kerzen und das flackernde Herdfeuer erhellten die Küche notdürftig. Franziska spülte in dem großen Spülstein die Schalen vom Abendessen.

»Franziska, mach jetzt mal Schluss hier und geh ins Bett.« Franziska, die gehofft hatte, das Gespräch mithören zu können, machte ein langes Gesicht. »Und sieh auf dem Weg in deine Kammer noch mal nach dem Kranken. Aber mit Abstand!« Arnold grinste, als Franziska ihn böse anfunkelte. Die Küchentür wurde heftiger als nötig ins Schloss geworfen.

»Wie läuft es mit Franziska?«, fragte Arnold, weniger aus Interesse, sondern eher um Zeit zu gewinnen.

»Ach, Arnold, ich verstehe ja, dass du sie nicht bei diesem Hurenwirt lassen konntest und auch nicht ins Waisenhaus zurückbringen wolltest. Aber manchmal ist sie ein richtiger Satansbraten. Sie kann so lieb sein und im nächsten Augenblick tut sie, was der liebe Gott verboten hat. Und mit Lesen, Schreiben und Rechnen kommt sie auch nicht zurecht. Zum Unterricht muss man sie geradezu prügeln. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es uns gelingt, eine Dame aus ihr zu machen.«

»Aber ich spüre, dass sie das Potenzial dazu hat.«

»Ja, das glaube ich ja auch, aber die Zeit im Waisenhaus hat ihre Spuren hinterlassen. Sie ist ja auch zutraulicher geworden, aber das Lernen fällt ihr so schwer. Wenn es nicht anders geht, werden wir sie an einen Handwerksmeister verheiraten. Kochen und backen kann sie ja. Ich verstehe sowieso nicht, warum heutzutage jeder Lesen und Schreiben lernen soll. Das setzt den jungen Leuten nur Flausen in den Kopf. Du bist doch selbst das beste Beispiel. Mit zwölf schon an der Universität von Köln. Und was hat es dir gebracht? Nur Ärger!«

»Änni, du weißt doch, Bücher werden immer günstiger und immer mehr, seit man sie drucken kann. Das Wissen der Welt steckt in diesen Büchern! Wer Bücher lesen kann, wird von diesem Schatz profitieren können.«

»Na, jetzt glaubst du bestimmt, du hättest mich von meiner eigentlichen Frage abgelenkt. Ich bin vielleicht ungebildet und kann deine schlaunen Bücher nicht lesen, aber ich bin nicht dumm. Du hast dich gestern in der Abenddämmerung ins Haus deiner Mutter geschlichen, ohne die Farben deiner Familie oder des Herzogs zu tragen, also frage ich mich, was los ist. Und ich werde dir keine ruhige Minute lassen, bis ich eine Antwort habe.«

»Ist ja schon gut. Ich wollte ja antworten, aber nicht sofort.« Er wusste genau, dass Änni eine Antwort verdient hatte und auch darauf bestehen würde, eine zu bekommen.

Er hatte ihr ohnehin immer schon mehr erzählt, als jedem anderen Menschen auf dieser Welt.

»Also, wie soll ich anfangen? Da war diese hübsche dunkelhaarige Schönheit, Sophie, und nachdem ich sie unauffällig umworben hatte, haben wir uns eines Abends heimlich getroffen und sie hat mir gezeigt, dass sie unter ihrem Unterkleid auch sehr schön ist.« Arnold spürte, dass er rot wurde. Er war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, Ritter des Herzogs von Jülich und wurde rot, weil er seiner ehemaligen Amme von seinen Weibergeschichten erzählte. Innerlich schüttelte er über sich selbst den Kopf.

»Du hattest aber nicht die Absicht, sie dann auch zu heiraten?« Änni legte wie immer den Finger auf den wunden Punkt.

»Nein, eine Heirat mit Sophie wäre auch nicht standesgemäß gewesen. Davon abgesehen, dass sie zwar hübsch aussieht, aber von recht einfachem Gemüt ist. Jedenfalls wusste ich nicht, dass ihr Bruder zu Hause weilte, der ein Mann von Karl von Egmond ist, dem Herzog von Geldern. Jan van Issum, so heißt der Bruder, ging mit einer Mistgabel auf mich los, als ich das nächste Mal in die Nähe von Sophie kam. Was sollte ich tun? Er wollte mich abstechen und da musste ich doch mein Schwert ziehen. Ich habe aber nur versucht, den Stiel der Mistgabel zu treffen, aber dieser Verrückte hat so eine seltsame Drehung gemacht, dass ich seinen Arm getroffen habe. Also eigentlich nicht nur getroffen, sondern, äh, gewissermaßen abgeschlagen. Ich habe die Blutung gestillt und bin abgehauen.

Die van Issums stellen das jetzt so dar, als hätte ich Jan aufgelauert, um mich mit ihm zu duellieren. Wenn König Maximilian davon erfährt, und dafür wird Karl von Egmond schon sorgen, dann muss er mich bestrafen, weil ich den großen Landfrieden gebrochen habe. Herzog Wilhelm kann mir auch nicht groß helfen, denn der arbeitet ja auch an

einer Rechtsreform und würde sich eine Blöße geben, wenn er jetzt der Selbstjustiz Vorschub leisten würde.

Sybilla hatte die Idee, dass ich für eine Weile verschwinden sollte. Sie hat Wilhelm vorgeschlagen, ich sollte eine Pilgerreise nach Jerusalem machen. Damit würde ich der weltlichen Gerichtsbarkeit entgehen, denn es gilt immer noch der Grundsatz, dass man durch eine solche Reise Generalabsolution erhält.«

Arnold hatte nach der langen Erklärung einen trockenen Mund und nahm einen Schluck Bier. Es war ganz still, nur der Docht der Kerze zischte kurz. Daher nahm Arnold auch das ganz leise Knarren der Küchentür wahr. Vorsichtig erhob er sich, damit die Bodendielen nicht knackten, und schlich zur Tür, die er mit Schwung aufriss. Franziska, ihres Halts beraubt, stolperte ihm entgegen. Arnold ging ihr aus dem Weg und sie fiel der Länge nach zu Boden. Benommen rappelte sie sich auf und kam zwei Schritte auf Arnold zu. Mit der rechten Hand rieb sie über ihr schmerzendes Knie.

»Nimmst du mich mit nach Jerusalem?«, fragte sie trotzig.

Arnold hob drohend die Hand, schlug aber nicht zu.

»Wenn ich noch einen Ton von dir höre oder du bei *drei* noch vor mir stehst, dann Sorge ich dafür, dass nicht nur dein Knie weh tut. Eins – zwei ...«

Franziska drehte sich wortlos um und rannte die Stiege hinauf.

»Und sieh nach dem Kranken!«, rief Arnold ihr noch hinterher. Er schloss die Tür und ging zurück zum Tisch. Kopfschüttelnd sah Änni ihm entgegen.

»Du glaubst doch nicht, dass du bei dem Mädchen mit Ohrfeigen weiter kommst. Davor hat sie keine Angst!«

»Ein paar Ohrfeigen haben noch niemandem geschadet.«

»Aber auch nicht immer genützt.«

Vorsichtig öffnete Franziska die Tür zum Zimmer des kranken Mannes, von dem sie immer noch nicht wussten, wer er war. Eine Kerze brannte auf der Kommode. Erstaunt stellte sie fest, dass der Kranke die Augen geöffnet hatte und im Bett saß.

»Ich habe gedacht, ich wäre tot und du wärest ein Engel.« Christian merkte selbst, dass dieser Gesprächsanfang recht seltsam klang. »Was war da unten los?«

»Ich wollte wissen, was sie zu besprechen haben.« Franziska rieb sich verstohlen das Knie. Sie setzte sich auf den Hocker. *Mit Abstand*, dachte sie grimmig. »Und Arnold hat mich beim Lauschen an der Tür erwischt.«

»Der Racheengel?«

»Ja, er hat manchmal wirklich etwas von einem Racheengel.«

»Wo bin ich hier überhaupt?«

»Im Haus des Ritters Arnold von Harff in der Sankt-Mauren-Straße in Köln.«

»Ich kann mich immer noch nicht erinnern, wie ich hier hergekommen bin.«

»Das ist klar, du warst ja auch nicht bei Bewusstsein. Sie haben dich auf der Bedburger Straße auf den Karren geladen und mitgenommen.«

»Warum haben sie mich nicht einfach dort liegen lassen?«

»Arnold kann so etwas nicht gut. Er hatte auch schon mal einen dreibeinigen Hund, den er gesund gepflegt hat.«

Christian wollte dazu lieber nichts sagen. »Und was ist mit dir? Du bist nicht seine Tochter, oder?«

»Nein, ich bin auch so ein Findelkind. Arnold hat mich aus einem Hurenhaus gerettet, wo ich als Jungfrau angeboten wurde.« *Oh barmherzige Mutter Maria, warum erzähle ich das einem Wildfremden?*, dachte Franziska, aber sie redete einfach weiter. »Ich habe in einem Waisenhaus gelebt, bis ich zwölf war. Dann wollte mich die Mutter Oberin an einen Bäcker als Magd verkaufen, aber der Kerl war alt und hatte

Mundgeruch und er wollte mich anpacken. Da bin ich weggelaufen und dieser Hurenwirt hat mich erwischt. Das war noch ekelhafter. Und dann kam Arnold. Er sollte mein erster Freier sein, aber er hat nichts gemacht, sondern mich einfach mitgenommen. Danach hat er die Sache mit dem Bäcker und dem Waisenhaus geregelt. Jetzt lebe ich seit zwei Jahren hier in seinem Haushalt und es ist viel besser als vorher. Jedenfalls meistens. Arnold hat herausgefunden, dass meine Mutter wohl eine feine Dame gewesen sein muss, denn in dem Körbchen, in dem ich vor Sankt Claren abgelegt wurde, waren edle Tücher und ein Rosenkranz mit Edelsteinen. Und jetzt will er, dass ich Lesen und Schreiben lerne.«

Sie hatte angefangen, eine blonde Strähne ihrer Haare um den Finger zu wickeln. Christian hätte gerne ihre Hand genommen.

»Was ist so schlimm am Lesen und Schreiben?«

»Weißt du, ich versuche es ja, aber diese komischen kleinen Striche und Kringel verschwimmen immer vor meinen Augen und ich kann sie mir einfach nicht merken. Und beim Schreiben tut die Hand immer so weh.«

»Ja, das ist am Anfang immer so!«

Franziska sah, dass Christian lächelte. Das Lächeln vertrieb die Anzeichen von Krankheit und Angst in seinem offenen und ehrlichen Gesicht. Nett sah er aus, fand Franziska.

»Kannst du denn lesen?«, fragte sie.

»Ich bin im Kloster Aremberg in der Eifel zum Scriptor ausgebildet worden.«

»Du bist doch noch gar nicht so alt?«

»Ich bin schon 16 und hätte im nächsten Jahr meine Gelübde abgelegt und gleichzeitig meine Ausbildung abgeschlossen.« Christian merkte, dass er rot wurde. Er hatte wenig Übung darin, sich mit Mädchen zu unterhalten.

»Dann findest du wohl auch, dass ich lesen lernen sollte.«

»Naja, du bist ein Mädchen und noch dazu ein Findelkind. Warum sollte man dir Lesen und Schreiben beibringen? Das ist doch überflüssig!«

»Meinst du, ich bin es nicht wert, Lesen und Schreiben zu lernen?« Franziska stieg die Tränen in die Augen. Sie wusste nicht, warum ihr diese Ansicht jetzt so viel ausmachte, wo Christian doch eigentlich ihrer Meinung war. Also stand sie auf und ging zur Kommode. Dort schüttete sie aus einem abgedeckten Krug etwas verdünnten Wein in einen Becher und reichte ihn Christian.

»Du hast doch gerade selbst gesagt, du wolltest es überhaupt nicht lernen!« Ratlos schüttelte er den Kopf. Er hatte von anderen Novizen gehört, dass es schwierig sei, Mädchen zu verstehen.

Wortlos ging Franziska aus der Stube. Widerstreitende Gefühle tobten in ihrem Inneren. In ihrer Kammer angekommen, warf sie sich auf ihr Bett und weinte sich in den Schlaf.

Köln, 5. November 1496

Sie saßen am Küchentisch und hatten gerade das Abendessen beendet. Franziska räumte die Teller, einen Rest Brotfladen und den großen Steinguttopf mit dem Eintopf ab. Christian, dessen Fieber seit gestern nicht wiedergekommen war, durfte auch aufstehen und war auf einen Stock gestützt die Stiege heruntergekommen. Sein linker, bandagierter Fuß lag auf einem Hocker.

»Herr«, sagte er, »ich bin jetzt bald so weit, dass ich Euch nicht mehr lästig fallen muss. Habt Dank für alles, was Ihr für mich getan habt.«

»Hast du denn schon Pläne, wohin du gehen willst? Du läufst doch auch vor irgendetwas weg.«

»Ich dachte, ich versuche hier in Köln ein Kloster zu finden, das mich aufnimmt.«

»Aber man hat doch nach dir gesucht? Ist Köln wirklich weit genug von der Eifel entfernt, um sich hier sicher zu fühlen? Was wirft man dir denn vor?«

»Ich soll aus dem Skriptorium Steine und Goldstaub zur Farbherstellung gestohlen haben. Der Lapislazuli und der Malachit sollen besonders wertvoll gewesen sein. Aber ich habe ein Gespräch belauscht und war so gewarnt. Als die Büttel des Richters von Blankenheim ins Kloster kamen, bin ich weggelaufen.«

»Was hast du mit den gestohlenen Dingen gemacht?«

Christian blickte Arnold entsetzt an. »Ich habe nicht gestohlen, der Cellarius war es und wollte mir die Schuld in die Schuhe schieben. Bitte, Herr, glaubt mir.«

»Ich wollte nur sehen, wie du reagierst. Ich glaube dir.« Arnold hielt es für unwahrscheinlich, dass Christian überhaupt in der Lage wäre, zu lügen. Zumindest würde man an

seinem Gesicht ablesen können, dass er die Unwahrheit sagte.

»Ich glaube ihm auch«, sagte Franziska, die an den Tisch zurückgekommen war.

Arnold runzelte die Stirn über ihre Einmischung, sagte aber nichts.

»Der Cellerarius war noch recht jung und brauchte das Geld für die Hurenhäuser in Trier«, erzählte Christian weiter. »Ich hatte ihn schon länger im Verdacht, weil ich ihn einmal im Scriptorium erwischt habe. Als sich dann der Verdacht bestärkte, dass im Scriptorium Edelsteine und Gold verschwinden, hat er mir geschickt die Schuld in die Schuhe geschoben. Und ich war ja nur ein kleiner Novize, noch dazu der Sohn eines Bauern. Wer sollte mir glauben?«

»Nein, da hast du recht. Und spätestens unter einer Befragung mit Folterwerkzeugen hättest du irgendwann alles erzählt, was sie hören wollen.«

Es klopfte am Tor.

»Franziska, schau nach, wer es ist, aber lass Gero aufmachen. Der ist langsamer als du.« Sie hatten diese Vorsichtsmaßnahme eingeführt, weil weiterhin die Gefahr bestand, dass man Arnold zur Befragung abholen würde. Franziska rannte auch gleich die Stiege hoch, um aus einem Fenster im ersten Stock zu schauen. Nach wenigen Augenblicken war sie wieder da. »Stadtwache, drei Mann. Und zwei sind gerade um die Ecke hinters Haus.«

»Verdammt!« Arnold sprang auf und griff nach einem großen Lederbeutel, der an der Wand lehnte. »Komm schon, Christian!«

»Was, ich?«

»Was glaubst du, was passiert, wenn sie das Haus durchsuchen?«

Es klopfte wieder. Diesmal ungeduldiger und lauter.

»Immer langsam«, hörten sie Geros Stimme von draußen. »So schnell sind meine alten Beine schon lange nicht mehr.«

Arnold packte Christian am Arm und zog ihn durch den Flur zu einer Falltür. Er ergriff den Ring und klappte die Tür nach oben auf. Auf einer Truhe an der Wand stand eine Kerze auf einem Steinguteller. Eine schmale Steintreppe wurde sichtbar. Arnold nahm die Kerze und ging vor.

»Ich helfe dir, auch herunterzukommen. Zieh den Kopf ein, die Decke ist am Anfang noch recht niedrig.« Christian war fast so groß wie Arnold und beide mussten auf der Stiege die Köpfe einziehen.

Kaum war Christian im Keller verschwunden, schloss Franziska die Falltür wieder und schob die Truhe von der einen Seite des Flurs hinüber auf die Falltür. Nur Augenblicke später trampelten die drei Soldaten der Stadtwache in die Küche.

»Wir suchen Arnold von Harff, Ritter des Herzogs von Jülich, dem dieses Haus gehört. Er soll vor einem Gericht aussagen, das seine Einlassungen dann dem König übermitteln wird.«

»Der Herr ist nicht da«, sagte Änni. Franziska schlich sich unauffällig durch die Hintertür aus dem Haus. Sie huschte im Dunkeln über den Hof und betrat hinter Gero wieder die Küche. Änni hatte sich vor den Spülstein mit dem gebrauchten Geschirr gestellt, aber einer der Soldaten kam näher und sah an ihr vorbei.

»Was soll das heißen, er ist nicht da? Könntest du das etwas genauer erklären? Oder sollen wir dich gleich mitnehmen und befragen? So wie es aussieht, war er gerade noch da.«

»Wir haben zu Abend gegessen und dann ist der Herr noch einmal fortgegangen. Vielleicht versucht ihr es auf dem Berlich oder in einer der Kneipen in der Umgebung.«

»Du willst uns also weismachen, du wüsstest nicht, wo dein Herr ist.«

»Jung, ich bin nur eine alte Haushälterin und mein Herr ist ein Ritter. Warum sollte der einem alten Fräuchen wie mir